

Judith Schalansky: Der Hals der Giraffe

Judith Schalansky ist 1980 in Greifswald geboren – also eine „junge“ Autorin, die immerhin die DDR in ihrer vorpommerschen Heimat als Kind noch erlebt hat. Die Eltern und ein Großvater waren Lehrer, was ihr sicherlich die Einarbeitung ins Milieu unseres Romans, die Welt der Schule, erleichtert hat. Zur Ausbildung blieb sie „im Lande“: Sie studierte Kunstgeschichte an der FU Berlin, Kommunikationsdesign an der FH Potsdam; an dieser unterrichtete sie nach ihrem Abschluss von 2007 bis 2009 Typographische Grundlagen. Typographie oder überhaupt Buchgestaltung schien ihr Metier zu sein – schon 2006 veröffentlichte sie ein typographisches Kompendium mit dem schönen Titel „Fraktur mon Amour“, das u.a. vom Type Directors Club den Award for Typographic Excellence erhielt. 2008 aber debütierte sie auch als Romancière mit dem „Matrosenroman“ „Blau steht dir nicht“. Das war jedoch keine Abwendung von der alten Berufung. Sie gestaltet weiterhin alle ihre Bücher selbst und ist als Herausgeberin einer Buchreihe mit „schönen“ Büchern tätig. Für zwei Werke erhielt sie jeweils den 1. Preis der Stiftung Buchkunst („Schönstes Buch des Jahres“): Zum einen für den „Atlas der abgelegenen Inseln“ von 2009, ein Werk, bei dem man nicht weiß, ob man es eher unter Literatur oder unter Graphik einordnen soll, zum anderen für unseren Roman „Der Hals der Giraffe“ von 2011. Schalansky weist also eine ausgeprägte Doppelbegabung auf. Der Schriftsteller als Gestalter seiner eigenen Bücher: das gab es z.B. schon bei W.G.Sebald, der amateurhafte Fotos in den Text einfügte. Genau diese Manier nimmt Schalansky in dem Matrosenroman auf. (Auch das Motto dieses Werks stammt von Sebald, der Bezug ist also offensichtlich.) Anders der „Hals der Giraffe“: Das Buch ist nach Art eines Lehrbuchs gestaltet, mit einem strapazierfähigen Einband (in der gebundenen Ausgabe) und gezeichneten Illustrationen, die wissenschaftlich wirken, zugleich aber ästhetisch reizvoll sind. Dazu passen die Kopfzeilen: Auf jeder rechten Seite bestehen sie aus einem biologischen Fachbegriff, der auf dieser Seite eine Rolle spielt. (Das klappt tatsächlich das ganze Buch hindurch.) Mindestens in einem Fall ist dieser Kopfzeilen-Begriff auch erhellend für das inhaltliche Verständnis. Dabei könnte sich der Roman, wie mir scheint, auch ohne diese schönen Gestaltungselemente behaupten. Das zeigt wohl auch die Tatsache, dass er ungewöhnlich oft (ich zähle bisher acht Fälle in fünf Jahren) in Theaterfassungen auf die Bühne kam.

Zur Vita ergänze ich noch: 2009 war Schalansky für drei Monate in der weiten Welt – sie war Stipendiatin in der Villa Aurora in Los Angeles. (Das ist das ehemalige Domizil von Lion Feuchtwanger, heute eine Art Villa Massimo in Übersee.) Inzwischen lebt sie aber wieder im Osten Deutschlands, in Berlin.

Von diversen Auszeichnungen erwähne ich eine, die für eine Literatin eher ungewöhnlich ist: 2011 wurde ein Asteroid auf den Namen Schalansky getauft.

Hören wir nun den Anfang des Roman. (Ein kleiner Gag: Der Erzähltext beginnt in allen Ausgaben auf Seite 7 – die Aufforderung „Schlagen Sie das Buch auf Seite sieben auf“ ist also hintersinnig!)

Text 1: S.7 / 8

„Setzen“, sagte Inge Lohmark, und die Klasse setzte sich. Sie sagte „Schlagen Sie das Buch auf Seite sieben auf“, und sie schlugen das Buch auf Seite sieben auf, und dann begannen sie mit den Ökosystemen, den Naturhaushalten, den Abhängigkeiten und Wechselbeziehungen unter den Arten, zwischen den Lebewesen und ihrer Umwelt, dem Wirkungsgefüge von Gemeinschaft und Raum. Vom Nahrungsnetz des Mischwaldes kamen sie zur Nahrungskette der Wiese, von den Flüssen zu den Seen und schließlich zur Wüste und zum Wattenmeer.

„Sie sehen, niemand – kein Tier, kein Mensch – kann ganz für sich allein existieren. Zwischen den Lebewesen herrscht Konkurrenz. Und manchmal auch so etwas wie Zusammenarbeit. Aber das ist eher selten. Die wichtigsten Formen des Zusammenlebens sind Konkurrenz und Räuber-Beute-Beziehung.“ [...]

In der Natur hatte alles seinen Platz, und wenn vielleicht auch nicht jedes Lebewesen, so doch zumindest jede Art ihre Bestimmung: fressen und gefressen werden. Es war wunderbar.

„Übertragen Sie das in Ihr Heft.“

Was sie sagte, wurde gemacht.

Eine Lehrerin für Biologie (und für Sport, wie wir noch erfahren) tritt vor uns – und tritt am ersten Tag des neuen Schuljahrs vor die neunte Klasse, deren Klassenlehrerin sie ab jetzt ist. Sie tut es mit großer Autorität – die Schüler machen mit Selbstverständlichkeit, wie der Anfang und das Ende des gelesenen Texts zeigen, was sie sagt. Diskussionen gibt es bei ihr grundsätzlich nicht, von Wahlmöglichkeiten für die Schüler ist nie die Rede – nur von der Darwinschen Zuchtwahl. Merkwürdig ist der Gegensatz, dass die Schüler am Anfang und Ende der Stunde aufstehen müssen und nach dem Setzen die Arme zu verschränken haben, was wir allenfalls von den untersten Jahrgängen vergangener Schulepochen kennen, dass sie aber andererseits mit „Sie“ angeredet werden, was für uns in die Oberstufe gehört. Inge Lohmark ist auch jetzt noch (ungefähr im Jahre 2008) und auch bei einer Neunten auf strengste Disziplin bedacht. Die Schüler müssen merken, dass sie ihr „ausgeliefert“ sind, auch ohne dass sie brüllt oder ihren Schlüsselbund durchs Klassenzimmer wirft. Und so hält sie das Buhlen um Nähe, wie es z.B. die Kunst-Kollegin Schwanneke praktiziert, für völlig unprofessionell. Die veranstaltet am Schuljahresanfang erst mal Kennenlernspiele, statt sogleich das Buch aufschlagen zu lassen, sie lässt sich selber duzen, jedenfalls von älteren Schülern, und ahmt ihren Jugendjargon nach – das ist für Lohmark lächerlich

und würdelos. Das Siezen ist das beste Mittel, sich die unfertigen Heranwachsenden „vom Leib zu halten“, die sich womöglich den Lehrer zum Adressaten ihrer „unausgegorenen Gefühle“ machen wollen. Überhaupt ist die Pubertät mit ihrer „hormonell bedingten Exaltiertheit“ eine peinliche, widerliche Angelegenheit.

Einen merkwürdigen Gegensatz empfinden wir auch zwischen der Rede vom Fressen und Gefressenwerden und dem Kommentar „Es war wunderbar“. Diesen Kommentar spricht die Lehrerin natürlich nicht laut aus, es ist ihr Gedanke, der ihr im Hintergrund des Dozierens durch den Kopf geht. Wir merken auf den folgenden Seiten immer deutlicher, dass der Roman eigentlich ein großer innerer Monolog ist (in der Form der „erlebten Rede“, also in dritter Person und Vergangenheitstempus), in welchen direkte Reden und knapp wiedergegebene äußere Vorgänge – mit den Augen der Helden gesehen – eingefügt sind. Ein solcher Gedankenstrom läuft natürlich assoziativ ab – der Leser hat machmal Mühe zu verstehen, was die Denkende gerade meint oder wie sie bei ihren Gedankensprüngen vom einen zum anderen kommt.

Was empfindet sie z.B. hier als „wunderbar“? Kaum die Brutalität der Natur (obwohl Mitleid, Empathie bei Lohmark keine zentralen Kategorien sind), vielmehr ist es die Festigkeit und Stimmigkeit des Systems der Natur, für die sich die Lehrerin begeistert. Hier hat alles seinen festen Platz, seine eindeutige Funktion, alles ist stringent erklärbar. Und dieses System bleibt bestehen, anders als etwa beim Fach Politik, wo man gewärtig sein muss, dass die Kategorien sich ins Gegenteil verkehren. (Dass das ihr individueller Akzent ist, dass andere Biologen ihr Fach keineswegs so statisch sehen und andere Folgerungen für den Umgang mit den Schülern ziehen, sei am Rande festgestellt.) Inge Lohmarks Abgott ist Darwin. Dass das einzelne Wesen mit einer bestimmten genetischen Ausstattung zur Welt kommt und sein Erfolg im Leben davon abhängt, wie gut diese Ausstattung zu den Anforderungen der Umgebung passt, prägt auch ihre Sicht der Schüler. Wer schwach ist, hat Pech gehabt, ihn zu fördern bringt nichts, die Unterbelichteten sind nur Ballast; werden sie in der Schule verhätschelt und durchgemogelt, weil sich Kollegen wie die Schwanneke für sie verkämpfen, ist die spätere Enttäuschung nur umso größer. Versager können keinen Anspruch auf ein glückliches Leben einklagen. Und wer in seiner sozialen Gruppe, im Krieg aller gegen alle (Konkurrenz, Räuber-Beute-Schema!) ein Opfer ist, der ist eben als Opfer geboren, da kann die Klassenlehrerin nichts ändern. Was ging sie fremdes Elend an? sagt sie sich einmal. Die Schüler der neuen Klasse hat sie sofort kategorisiert, sozusagen nach Gattung und Art. „Sie kannte sie alle. Sie erkannte sie sofort“, und sie schreibt schon nach der ersten Stunde auf den Sitzplan zu jedem Schüler Bemerkungen, die ihn abstempeln. Sympathie verrät keine der Charakterisierungen, selbst nicht die der gescheiten und für den Unterricht sicherlich nützlichen Annika („überambitioniert, freudlos und bienenfleißig, vortragsgeil“).

Und doch: So sicher diese Dompteuse auch mit ihrem eintrainierten „allmächtigen, unbewegten Blick“ vor der Klasse steht – natürlich ist für sie, abgesehen von ein paar Sezierstunden, Frontalunterricht das Einzige, was in Frage kommt, mag sie auch bei einem Unterrichtsbesuch dafür gerügt worden sein –, im Hintergrund spürt man eine heimliche Unsicherheit. Mehrfach kommt ihr das Alter in den Sinn – sie ist 55, hat zwar beim Sport immer noch eine bessere Kondition als diese schlaffen Mädchen, aber sie hat weiße Haare (schon seit 25 Jahren übrigens, seit dem plötzlichen Tod ihres Vaters). Warum spricht sie so oft und eindringlich von ausgestorbenen Tieren? Warum verliert sie sich für Augenblicke in Ausführungen über Demenz (Alzheimer-Kranke erinnern sich oft noch, wenn sie alles andere vergessen haben, an ihre Schulzeit, an ihre Biologielehrerin ...)? Sie ruft sich schnell wieder zur Ordnung und kehrt zum Stoff zurück, aber gibt ihren Schülern noch mit: „Merken Sie sich: Nichts ist sicher. Sicher ist nichts.“ Und dieselbe Sentenz kommt später in einer Reflexion über eine mögliche Patientenverfügung vor. Hat ihre Souveränität etwas von einer Fassade?

Es wird Zeit zu sagen, wo wir uns befinden: Im Binnenland von Vorpommern. Offensichtlich hat die Autorin das Städtchen Anklam (ca. 12000 Einwohner) vor Augen, nicht weit (etwa 40 km) von ihrer Heimat Greifswald entfernt; der Name fällt nicht und tut nichts zur Sache, wesentlich ist nur: ein sehr provinzieller Ort in den neuen Bundesländern. Ein Ort, der keineswegs prosperiert; der Bevölkerungsrückgang ist augenfällig. Bei einem Gang durch die Stadt sieht Lohmark leer stehende Häuser und Bauruinen, die von einem Heer von Wildpflanzen (die sie in einer Art von Benennungzwang alle aufzählt) überwuchert werden. Blühende Landschaften! Die Natur erobert sich die Stadt zurück, eine frühe Episode des Verschwindens der menschlichen Besiedlung von diesem Planeten, so scheint es ihr. Und die Schule – sie war früher nach einer kommunistischen Widerstandskämpferin benannt, jetzt heißt sie (ausgerechnet) Charles-Darwin-Gymnasium – hat unter der Abwanderung besonders zu leiden. Die Neunte, die Lohmark übernommen hat, besteht nur noch aus zwölf Schülerinnen und Schülern, sie wird die letzte neunte Klasse an dieser Schule sein. Ein Karrierist aus dem Westen namens Kattner hat die Leitung der Schule übertragen bekommen. Er sieht seine Aufgabe darin, für Demokratie und Freiheit zu missionieren, und tut das ausgerechnet in der Manier eines diktatorischen Alphatiers. In schwungvollen Ansprachen, zu denen er die Großen Pause missbraucht (bis ihm das auf Einspruch der Eltern untersagt wird), ruft er zum Bau einer goldenen Zukunft auf – Gesundschrumpfen, Konzentration aufs Wesentliche ist seine Parole. Dabei weiß er so gut wie alle anderen oder noch besser, dass die Schule in Kürze abgewickelt wird, und im privaten Gespräch versucht er auch unverhohlen, Lohmark Möglichkeiten für die Zeit danach unterzujubeln. Ein Gymnasium in Neubrandenburg (von Anklam etwa 30 km entfernt)? – Aber: Ihr Mann kann nicht umziehen (Näheres unten). Eine andere Schulart, etwa Grundschule? – Ausgerechnet Lohmark bei kleinen Kindern! Volks-

hochschule? – „Die Naturwissenschaft taugt nicht zum Hobby“! Sie hat jeweils gute Gründe für die Ablehnung, aber dahinter merkt man einen allgemeinen Unwillen gegenüber der Veränderung, dem Verlassen der errungenen und solide ausgebauten Nische. „Nichts war so gefährlich wie das Verlassen des natürlichen Lebensraums“ heißt das auf Biologisch. Für diese Lehrerin gibt es genauso wenig eine Zukunft wie für die Schule und für die Stadt.

In Ostdeutschland also spielt der Roman. Es stellt sich die Frage: Ist diese besondere Lehrer-Existenz der Inge Lohmark abzuleiten aus der DDR-Vergangenheit? Davon geht z.B. Johan Heß aus, selbst im Osten aufgewachsen, der den „Hals der Giraffe“ als Einpersonenstück an der Landesbühne Esslingen herausbringt: Das Bildungssystem der DDR sei Lohmark „in Fleisch und Blut übergegangen“, sie stehe für „nicht integrierte Reste eines vergangenen Systems“.

Inge Lohmark ist ein Kind der DDR, ohne Zweifel. Zur Zeit der Wende war sie etwa 36 Jahre alt und schon zehn Jahre lang Lehrerin. Natürlich gibt es die eine oder andere ostalglische Erinnerung, z.B. an Sportfeste in der Kindheit oder an den noblen Palast der Republik, der ja inzwischen abgerissen ist (und durch die Replik des Stadtschlosses ersetzt wird). Natürlich weist ihre Sprache noch Reste des DDR-Jargons auf. Eine Bürgerinitiative nennt sie „Subbotnik“. Und als sie sich z.B. daran erinnert, dass sie sich als Studentin nicht gerne mit den simplen Sprosspflanzen beschäftigt hat, spricht sie von „servilen Werktäglichen der Photosynthese-Fabrik“ (wir würden etwa sagen „bloße Hilfsarbeiter“). Aber ideologisch ist sie weder dem alten noch dem neuen System verpflichtet (das neue, so scheint ihr, hat sich irgendwie „als das geeignetere erwiesen“ – mehr Begeisterung bringt sie nicht auf). Ihr Vater war Parteifunktionär und genoss Privilegien, aber er lehrte die Tochter nur auf langen Waldspaziergängen die Liebe zur Natur, nicht die zum Sozialismus. Sie hat sogar kurz an Republikflucht gedacht, aber das Abhauen hatte sie den anderen überlassen – Freiheit wurde überbewertet. Das begründet sie so: Die Welt war entdeckt, die meisten Arten bestimmt. Freiheit ist also primär Freiheit zum Reisen, wozu sie keine große Lust hat. Und in der Wissenschaft geht es um Tatsachen, da herrscht keine Freiheit, sondern „echte Diktatur“. In jungen Jahren war sie mit einem Oppositionellen zusammen gewesen, aber dessen ständige Diskutierwut hatte sie auf die Dauer genervt. Als der dann in den Westen gegangen war, wurde Lohmark als seine ehemalige Freundin stundenlang verhört und hat schließlich auch bei der Stasi unterschrieben. Aber andere hatten das auch getan. „Und geschadet hatten die paar Berichte niemand.“ Politisch-ideologisch engagiert war und ist sie jedenfalls nicht. Sie wurde sogar einmal vom DDR-Schulleiter gemäßregelt, weil sie bestimmte Vererbungsphänomene an Adelsfamilien exemplifiziert hatte, wo man sie halt besonders gut aufweisen kann. Und gegen Ende der DDR scheint sie sogar bei Demonstrationen mitgemacht und dazu Hammer und Zirkel von der Flagge auf ihrem Parka abgetrennt zu haben. Auffällig ist dazu noch, dass auch der zweite Geliebte, von dem wir erfahren, ein kämpferischer Alternativer

ist, ein Naturschützer nach der Wende, von dem sie sogar schwanger wird. (Sie löst das Problem durch eine Abtreibung – schließlich ist sie verheiratet; dass sie auch sonst noch eine ganze Reihe von Rechtfertigungsgründen aufzählt, darunter auch einen biologischen, irgendwas mit Rhesusfaktoren, zeigt, dass sie mit der Sache nicht im Reinen ist.) Also: Eine heimliche Neigung zum Ausscheren scheint in ihr zu stecken, sie trägt aber nicht.

In einer Beziehung tritt sie allerdings ganz entschieden gegen die DDR-Ideologie auf, nämlich wenn es um ihr Fachgebiet, die Biologie, geht. Im Lehrerzimmer bekommt sie sich während einer gemeinsamen Hohlstunde mit dem Kollegen Thiele, Lehrer für Geschichte, in die Wolle. Der ist nach wie vor strammer, dabei fast aristokratisch wirkender Kommunist, der immer noch auf die Weltrevolution wartet. (Die Wende, über die er jetzt im Unterricht reden muss, konnte, unblutig, wie sie war, nichts bringen, „für die richtige Sache ... müssen Köpfe rollen.“) Dieser Thiele erinnert sich, als er Lohmark eine Genetik-Klassenarbeit korrigieren sieht, geradezu schwärmerisch an Mitschurin und Lyssenko, die Biologie-Päpste der Sowjet-Ära, die in seiner Schulzeit das Feld beherrschten. Die beiden lehnten Mendels Genetik ab, waren als Neo-Lamarckisten überzeugt, dass erworbene Eigenschaften weiter vererbt würden, wollten z.B. Getreide durch Kühlung dazu „erziehen“, auch im kalten Norden Russlands zu gedeihen, überhaupt die Natur völlig umkrepeln und produzierten gigantische Missernten. Als wissenschaftliche Biologin kann Lohmark dieses nostalgische Wohlwollen nicht gelten lassen: „Das war die reinste Kolchosebiologie. Naturgesetze galten nichts. Die Praxis wurde geschönt und grundlegende theoretische Erkenntnisse missachtet.“ Das ist für uns leicht nachvollziehbar. Wir merken allerdings, dass in dieser Kontroverse noch andere Dinge eine Rolle spielen als Wissenschaftlichkeit und ideologische Scharlatanerie. Thiele hat die neue Genetik als „amerikanisch-kapitalistisch“ geschrägt. Als nun ein Wessi-Referendar fragt, was denn an der Genetik kapitalistisch sein solle, kommt Thiele in Fahrt:

Text 2: S.144

„Zu behaupten, dass alles Anlage ist ...“

Thiele wog seinen Schlüsselbund in der Hand.

„.... das Leben vorherbestimmt. Die Schicksalsnummer: Arm bleibt arm und reich reich. Diese bürgerliche Scheiße.“

Immer noch die alten Sprüche.

„Die Umgestaltung der Gesellschaft macht doch nicht vor der Natur halt. Die Natur ist doch ein Teil der Gesellschaft! Die muss genauso revolutioniert werden! Und wenn wir die Umwelt verändern, die Gewohnheiten, dann verändern wir über kurz oder lang auch die Menschen. [...] Das ist doch klar.“

Die Schlüssel fielen auf die Tischplatte. [...]

Seine Ohren waren ganz rot.

„Ach Thiele, wir haben uns doch gegenseitig in die Tasche gelogen. Geleugnet, dass es solche und solche Menschen gibt. Gute und schlechte, faule und fleißige. Man kann einfach nicht aus jedem Bauernkind einen Hochschulprofessor machen. Erziehung ist nicht alles.“

Der Kommunist Thiele verknüpft die „sozialistische Biologie“ also mit gesellschaftspolitischen Zielsetzungen. Lohmark bleibt bei den wissenschaftlich erwiesenen Tatsachen. Und dass man einen Jugendlichen über den Rahmen hinaus, den er von Genausstattung und Sozialisierung her mitbringt, fördern soll, das sieht sie nicht als sinnvolle Aufgabe an.

Sowohl was die Wissenschaft bzw. Ideologie als auch was die Zielbestimmung des Schulunterrichts betrifft, ist Lohmark also geradezu konträr zur DDR-Schule. Mag sein, dass der autoritäre Stil, der anscheinend im DDR-Unterricht herrschte (im Buch wird er nicht thematisiert), Lohmarks Fixierung auf strengste Disziplin und Distanz erleichtert hat. Sie erwähnt immerhin, dass ihr frühes Siezen ein Vorbild in der Sie-Anrede ab der Jugendweihe hatte. Und an die Zeiten, wo sie sportliche Talente, Kinder, die „etwas taugten“, an Trainingszentren weitergeben konnte, erinnert sie sich gerne. Aber die Auffassung, sie sei einfach ein Fossil des alten DDR-Unterrichts, ist kaum zu halten. Inge Lohmark ist eine Person von individueller Eigenart.

Wichtig für diese Eigenart ist auch die Familiensituation. Ihr Mann Wolfgang war vor der Ehe mit ihr schon einmal verheiratet gewesen, aber seine erste Frau redete ihm zu viel. Mit Inge verband ihn das Interesse an der Natur – da beobachtet man und hält den Mund, um die Tiere nicht zu verscheuchen. Er war zu DDR-Zeiten Veterinärtechniker und besamte Kühe; nach einer Periode der Arbeitslosigkeit hat er vor zwei Jahren eine Straußenzucht aufgemacht, die einiges Aufsehen in den Medien erregt und ziemlich arbeitsintensiv ist. Jedenfalls ist er morgens, wenn Inge frühstückt, schon bei den Straußen und mittags auch schon wieder. Bezeichnend ist, dass er im ganzen Buch keinen einzigen Auftritt hat, wir hören nur gelegentlich von ihm in den Gedankenketten seiner Frau. Dass das Ehepaar wegen der Strauße nicht umziehen kann und dass das Ingess Unlust zur Veränderung sehr entgegenkommt, haben wir schon gehört. Die große Liebe war es nie bei den beiden, aber das Leben nebeneinander hat sich eingespielt. Sie schlafen in getrennten Schlafzimmern (erschnarcht); die Pille zu nehmen ist schon lange nicht mehr nötig. Sie erklärt das fachmännisch-beschwichtigend mit „all den vielen Hormonen, die das Grundwasser versuchten und die Männer weich machten“. Ehrlicher ist der Stoßseufzer: „Es war zu spät, um sich von Wolfgang zu trennen.“

Die einzige Tochter Claudia, die sie DDR-mäßig früh, mit 20 Jahren zur Welt brachte, tritt zwar auch nicht persönlich in Erscheinung, ist aber gerade deswegen entschieden wichtiger für Inge Lohmarks Innenleben. An die schwierige Geburt erinnert sie

sich mit Grausen. Das Fachwissen hilft bei der Deutung des Geburtsvorgangs: „nichts als die hormongesteuerte Trennung von Mutter und Kind“, kein Grund für eine gefühlsmäßige Verbindung. Das Kind, das ihr nicht ähnlich war, blieb ihr fremd. Es gibt Mutter-Tochter-Probleme, wie sie auch schon zwischen Inge und ihrer eigenen Mutter bestanden hatten, einer kühl-einfältigen „Eiskönigin“, über deren Tod Inge sich dann offen freute. Ein Sohn wäre ihr lieber gewesen. In der Pubertät kapselte sich Claudia ab wie ein stummes, ruheloses Tier, aber auf solche Marotten ging Inge natürlich nicht ein. Die Umstände wollten es, dass Claudia ein Schuljahr lang ihre Schülerin war – aber das war ja eigentlich ganz praktisch gewesen, und Claudia „hatte sicher nicht darunter gelitten“, so denkt sie im Hintergrund ihres Unterrichtsvortrags oder eines Kollegengesprächs vor sich hin. Diese Tochter ist nun schon zwölf Jahre im Ausland, zuerst zum Studium, dann zu wer weiß was. In London und in den USA haben die Eltern sie seinerzeit besucht, inzwischen gibt es nur noch einen mehr als minimalen Kontakt per Telefon oder Mail. Auf Nachwuchs ist von der 35jährigen nicht mehr zu hoffen – das heißt, die Familie stirbt aus wie die Schule und die Region. Inge merkt, dass sie sich an ihre Tochter „kaum noch erinnern“ kann. Und trotzdem spielt sie immer wieder eine Rolle in ihrem Bewusstseinsstrom. Und dann kommt auf einmal doch eine Mail. Betreff: „Just married“. Ein Foto: „Steven and Claudia“. Zu sehen sind zwei grinsende Fremde, empfindet sie. Mehr wird nicht mitgeteilt. Die kommentarlose Nachricht macht die Entfremdung eher noch schlimmer. Claudia bleibt ein Stachel in Inge Lohmarks Fleisch.

Jetzt muss endlich über die Gliederung des Buchs etwas gesagt werden. Es hat drei Kapitel, jedes präsentiert einen Schultag Lohmarks. Allerdings sind es nicht drei aufeinanderfolgende Tage: Der erste ist, wie schon erwähnt, der Tag nach den großen Ferien, der 1. September, der zweite ist Anfang November, der dritte kurz vor den Osterferien. Die Hochzeitsmail Claudias kommt am Ende des ersten Tags an. Dieser Tag enthält – neben schulischen Abläufen und dem unaufhörlichen Gedankenstrom der Lehrerin, beides mit einer Überfülle an Biologie – noch ein weiteres Handlungselement, dessen Gewicht man aber erst im Nachhinein erkennt: Als Lohmark zu ihrem Haus, ihrer „Pappschachtel“, am Rand eines Dorfes im Umkreis der Stadt, heimfahren will, springt ihr Auto nicht an und sie muss mit dem Bus fahren. Diesen Schulbus benutzt aber auch die Mehrzahl ihrer Schüler.

So wird sie zunächst Zeugin, wie Ellen, das Opfertier der Klasse, von den anderen drangsaliert wird. Man schubst sie, nimmt ihr den Haarreif weg, und sie rennt hinterher, ist „so blöd mitzuspielen“. Lohmark ist unangenehm berührt: „Konnte jetzt nicht endlich mal der Bus kommen? Wenn die so weitermachten, musste sie doch noch einschreiten“, wozu sie keinerlei Antrieb hat. Eines der Mädchen bleibt abseits, Erika, die sie auf ihrem Klassenplan zwar nicht positiv, aber als Einzige auch nicht abfällig kommentiert hat. Sie ist irgendwie besonders, unsymmetrisch, jungenhaft, in sich ruhend.

Text 3: S.73

Was für ein merkwürdiges Ohr Erika hatte. Eckige Wölbung. Ausgeprägter Knorpel. Seltsames Gebilde. Weißer Flaum auf den kräftigen Läppchen.

Erika drehte den Kopf und schaute sie an. Fast entrüstet. Was war denn mit der los? Was wollte die denn? Dieser stechende Blick. Dieser überlegene Ausdruck. Warum starre sie so unerhört lange?

Endlich kam der Bus. Alle drängelten sich nach vorn. Erika [...] stieg gleichmütig ein. Wie eingebildet dieses Mädchen war. Inge Lohmark achtete darauf, die Letzte zu sein. [...]

Eigenartig, diese kleine Mulde in Eriks Nacken zwischen den abfallenden Schultern. Das unordentliche Haar. Wirbelhöcker über der hängenden Kapuze. Knochen unter heller Haut. [...] Jetzt erhob sie sich. Warum stand sie auf? Richtig, der Bus hielt ja.

Offensichtlich ist Lohmark von dem Mädchen fasziniert, sie schaut sie lange an und studiert ihr Aussehen; wir merken, ohne dass dies ausdrücklich gesagt wird, dass sie sich im Bus hinter das Mädchen setzt, um sie weiter anschauen zu können. (Jetzt beschreibt sie den Nacken, an der Haltestelle, wo sie seitlich stand, war es das Ohr.) Auch nach dem Aussteigen bei dem Gehöft am Waldrand, wo das Mädchen wohnt, starrt Lohmark ihr nach, so lange sie etwas sehen kann. Sie ist geradezu absorbiert von dem Anblick. Die Beschreibung ist jedoch seltsam sachlich, nüchtern, biologisch, man hat den Eindruck einer um Wertfreiheit bemühten Objektivierung. (Ich nehme vorweg: Nur einmal wird später das Adjektiv „schön“ auf sie bezogen: „Selbst mit offenem Mund war sie schön“ – das „selbst“ zeigt: Lohmark hat sie auch vorher schön gefunden, es aber nie formuliert.) Erika bekommt sogar negative Wertungen („Dieser stechende Blick“, „eingebildet“), offensichtlich im Bemühen, die Anziehungskraft abzuwehren. Dazu dient auch, dass die Lehrerin sich klar macht: Erika könnte ihre Enkelin sein. Der Leser aber weiß Bescheid.

In der Folge, das erfahren wir im zweiten Kapitel, fährt Lohmark jeden Tag mit dem Schulbus, zum Missfallen der Schüler. Sie gibt dafür verschiedene Begründungen, z.B. ökologische, was gar nicht zu ihr passt; wir kennen den wahren Grund (vor allem, wenn wir uns an „Tod in Venedig“ erinnern). Sie denkt viel über Erika nach, träumt von ihr, erwägt einen Hausbesuch bei den Eltern. Einmal spricht sie Erika während der Busfahrt an, mit einer Belanglosigkeit. Trotzdem erschrickt das Mädchen, und die Lehrerin ist von sich selbst peinlich berührt. Aber zum Glück hatte sie ja „nichts verraten“. Gleich danach kommt ihr in ihrem Vor-sich-hin-Denken die Fortpflanzung bei den Schnecken in den Sinn: Schnecken sind Zwitter, es paaren sich nicht die Geschlechter, sondern jung und alt.

An einem anderen Tag kommt Erika nicht zur Heimfahrt an die Haltestelle. Lohmark lässt den Bus abfahren, so wichtig ist ihr der Anblick des Mädchens, und geht zur

Schule zurück. Statt Erika findet sie dort Kattner, der ihr jovial eröffnet, dass sie als derart alte Lehrerin in vier Jahren, nach der Schließung der Schule, natürlich auf der Straße stehen wird. Er begleitet das ausgerechnet mit darwinistischen Parolen: „Der Kampf ums Dasein ... Nur die Fittesten überleben!“. Jetzt kommen von ihm keine ernsthaften Alternativen mehr, sondern nur noch absurde Beschäftigungsvorschläge: Schichtdienst im Kinderheim, Nachtwache in der Klapse – dafür scheint ihm die robuste Alte offenbar die Richtige zu sein. Lohmark ist tief erschüttert, fühlt sich gedemütigt und schwach. Ihr Gedankenstrom wird zum Karussell unzusammenhängender Phrasen. – In dieser Verfassung entschließt sie sich, wieder mit dem Auto zur Schule zu fahren.

Im dritten Kapitel, es ist inzwischen Frühjahr, wird die Handlung wieder durch einen technischen Defekt vorangetrieben: Lohmark sieht morgens aus dem Auto, dass der Schulbus liegen geblieben ist. Natürlich denkt sie nicht daran, irgendwelche Schüler, die ihr winken, mitzunehmen. Aber als sie an die Abzweigung kommt, die zu Eriks Haus führt, biegt sie wie von selbst ab. „Flucht nach vorn“ kommt ihr in den Sinn. Das Mädchen steigt zu ihr ins Auto, und jetzt muss die Lehrerin sich endlich über ihren merkwürdigen Zustand Rechenschaft geben. Obwohl sie sich doch vor den schwitzigen Pubertätstypen zu eckeln pflegt, obwohl sie im Biologieunterricht Homosexualität als naturwidrig anprangert (entgegen dem neuen Lehrplan), stellt sie einem Schulumädchen nach. „Verführung Minderjähriger“ schießt ihr durch den Kopf. „Sie gehörte ihr“. Dabei hat sie keine Ahnung, was sie mit dem Mädchen konkret machen könnte. Sie irgendwohin mitnehmen, und dann? An einen Baum fesseln? Weibliche Pädophilie – gab es das überhaupt? Nun, sie macht Konversation und erzählt im beherrschten Lehrerton von einem Rehkitz, das sie als Kind im Wald gefunden hat, wunderschön fand, aber natürlich nicht berühren durfte. Die Parallele zur aktuellen Situation liegt auf der Hand. Erika schweigt, rutscht auf dem Sitz herum und presst ihre Knie zusammen. Was nun? Da schlägt bei Lohmark auf einmal der Affekt total um. Sie fühlt sich, als wäre ihr eine Falle gestellt worden. Plötzlich ist ihr das Mädchen, dessen Anziehungskraft sie in diese absurde Situation gebracht hat, zuwider. Sie ist „nicht mal besonders hübsch“. „Geistlos“, „nicht besser als alle anderen“. „Es gab nichts mehr zu sagen.“

Und das ist das Ende der Affäre:

Text 4: S.181

Ihre Nische auf dem Lehrerparkplatz war frei wie immer. Sie zog die Handbremse an. Erika löste den Gurt, griff nach dem Rucksack, stieg aus, warf die Tür zu. Viel zu laut.

„Guten Morgen!“ Auch das noch. Die Schwanneke, die auf ihrem roten Fahrrad angerollt kam.

„Grüß dich, Inge.“ Sie grinste. Wissend. Sie hatte alles gesehen. In einem Auto. Eine kleine Schwäche. Schluss jetzt. Ein für alle Mal.

Erika kommt im Rest des Buches nicht mehr vor. Aber es bleibt die Verunsicherung der strengen Rationalistin durch das irrationale, unbegriffene Erleben. Und es bleibt die konkrete Angst davor, was die Schwanneke jetzt herumtratscht. Die Schwanneke, die sich ja ständig den Jugendlichen an den Hals wirft, die vom „pädagogischen Eros“ schwafelt und davon, dass man die Schüler lieben müsse, um sie zu ertragen, weiß genau, was da bei ihr gelaufen ist.

Nun, der Unterricht muss weitergehen, seitenweise hören wir Ausführungen über biologische Zusammenhänge, durchweg interessant und, jedenfalls für den biologischen Laien, hochkompetent, versetzt mit parallel ablaufenden persönlichen Assoziationen. Dem aufmerksamen Leser fällt ein neues Stichwort auf: Manchmal wird der Mensch „von seiner Vergangenheit eingeholt“, man stirbt „nie an einer Krankheit, sondern an der Vergangenheit“. Ist das nur evolutionsbiologisch gemeint? Plötzlich, ohne jeden Zusammenhang mit dem Lehrstoff, kommt folgende Erinnerung hoch:

Text 5: S.199 , S.202

Verzweifelte Referendare, die weinend aus der Klasse rannten und sich auf dem Klo einschlossen. Heulkrämpfe und Zusammenbrüche. [...] Wer nicht stark genug war, der hielt es auf Dauer nicht aus. Es war hart gewesen damals, der Anfang. Das große Schulpraktikum am Ende des vierten Studienjahrs. Sprung ins eiskalte Wasser. Die Neuen waren zum Abschuss freigegeben. Die Meute roch die Angst. [...] Unentwegt lagen sie auf der Lauer, waren nur darauf aus, einen scheitern zu sehen. Wer einen Fehler machte, war für immer verloren. [...] Schüler waren natürliche Feinde.

Aber Lohmark hatte schnell gelernt, wurde konsequent, streng, schuf sich einen Ruf. Was hier in einer bedrohten Situation aus dem Gedächtnis auftaucht, zeigt, dass dieser spezifische Lohmark-Stil nicht einfach die selbstverständliche Souveränität einer überlegenen Persönlichkeit ist, und schon gar nicht die Weiterführung der DDR-Disziplin, sondern dass sie ihn hart erarbeitet hat, um zu überleben. Jetzt erinnert man sich auch daran, dass Lohmark, von Haus aus wohl eher eine labile, wenig entschiedene Person, keineswegs Lehrerin geworden ist, weil sie Lust hatte, den Jugendlichen etwas beizubringen, sondern weil ihre Eltern sie geschubst haben. Und wir erinnern uns, dass sie die Schüler schon im ersten Kapitel als Vampire bezeichnet hat, die dem Lehrer die Lebensenergie rauben, ihn auslaugen, wenn er die Zügel locker lässt. Sie hat es geschafft, sie hat die Schüler in der Hand – und das soll jetzt vorbei sein, wenn sich die Erika-Geschichte herumspricht?

Der befürchtete Schlag kommt, aber er kommt von einer ganz anderen Seite. Während Lohmark gerade dabei ist, ihrer Klasse zu erklären, wie die Giraffe zu ihrem unglaublich langen Hals kam, klopft Schulleiter Kattner, mitten in der Stunde, an die Tür und bittet sie mitzukommen. Sie bewahrt nach außen Haltung, aber in ihr tönt es: „Das war das Ende“, „Aus und vorbei.“ Im Rektorat aber sitzt Ellen, das arme Opfer, und kann vor Weinen nicht sprechen. Kattner hat sie auf dem Jungenklo gefunden, in unsäglichem Zustand. Und er weiß jetzt, dass das Mädchen seit Monaten systematisch schikaniert worden ist, ohne dass die Klassenlehrerin aktiv geworden ist, dass „das Klima in der Klasse ... total vergiftet ist“, ohne dass das die Pädagogin gekümmert hat. Und jetzt lässt er heraus, was über Lohmark in dem Bericht nach dem Unterrichtsbesuch stand: Nicht nur der „kreidelastige“ Frontalunterricht wird ihr dort vorgeworfen, sondern auch „mangelhafte Sozialkompetenz“, eine „verknöcherte Persönlichkeit“. Bisher habe er sich ja dafür eingesetzt, sagt Kattner, dass das „alte Eisen“ bis zur Abwicklung der Schule bleiben dürfe, aber jetzt höre der Spaß auf. „Das wird Konsequenzen haben“.

In Lohmarks Kopf geht alles durcheinander. Aber sie geht zurück in den Biologieraum und setzt ihre Erklärungen fort.

Text 6: S. 208-211

„Wie Sie sehen, brauchten die Vorfahren der Giraffen einen längeren Hals, um an die hohen Blätter der Bäume heranzukommen. [...] Jeden Tag werden sie trainieren und es sich zur Gewohnheit machen, sich nach den Blättern zu strecken. [...] Und irgendwann wird sich das auszahlen. Bei ihren Kindern und Kindeskindern. Der Hals, er verlängert sich. Langsam, aber stetig. Stück für Stück. Und diese unermüdliche und über Generationen andauernde Anstrengung geben alle natürlich an ihre Nachkommen weiter [...]. Und so kommt [...] die Giraffe zu ihrem langen Hals. Und alle anderen, alle die, die sich nicht genug angestrengt haben, die bleiben kurzhalsig und gehen jämmerlich zugrunde. Wir alle werden von unserer Umwelt dazu gezwungen, uns anzustrengen. [...] Und nur, wenn wir uns bemühen, erreichen wir etwas. Wenn wir aber faul bleiben, verlieren wir die einmal erworbenen Fähigkeiten. [...] Alles ist möglich, wenn wir uns nur wirklich anstrengen.“

Was erzählte sie da eigentlich? Sie musste sich hinsetzen. Völlig erschöpft.

Ja, was hat sie da erzählt? Das ist kein Darwin mehr, bei dem ja die Evolution von zufälligen Mutationen ausgeht, von welchen eben die günstigen zu größerer Lebenserwartung und Fortpflanzungswahrscheinlichkeit führen, das ist Lamarck, nach dem die durch ausdauernde Anstrengung erworbenen Eigenschaften an die Nachkommen weitergegeben werden. (Und siehe da: Auf der Seite oben – S. 209 – steht als Kopfzeile: „Lamarckismus“.) Was hat die eingefleischte Darwinistin da geritten? Es fällt auf, dass der zunächst, wie sonst immer, darstellende Vortrag der Lehrerin auf einmal Ap-

pell-Charakter bekommt; aus der evolutionsbiologischen Lehre werden nachdrückliche Folgerungen für das Verhalten des Menschen, genauer: der anwesenden Menschen gezogen. „Wir“ (Schüler und Lehrerin) müssen uns anstrengen, dann ist „alles ... möglich“, jede Veränderung zum Besseren. (Dass der Satz „Alles ist möglich“, der hier am Ende des Ausbruchs steht, im Matrosenroman gleich siebenmal, an verschiedenen Stellen, ausgesprochen wird, bestätigt, dass er im Sinne der Autorin besonderes Gewicht hat.) Konkret sagt Lohmark nicht, was für ein Ziel man „vor Augen haben“ muss. Man kann hier in zwei Richtungen denken. Erstens: Kann die pädagogische Förderung also doch „aus jedem Bauernkind einen Hochschulprofessor machen“? Jedenfalls scheint die Statik durch die ein für alle Mal gegebenen Gene, die die Schülern zu bestimmten, unveränderlichen Typen werden ließ, aufgelöst. Und zweitens: Kann eine „verknöcherte Persönlichkeit“ nochmals elastisch werden – wenn sie sich anstrengt, wenn alles möglich ist? Das Festhalten der Lehrerin an dem ein für alle Mal erarbeiteten überlebensnotwendigen Rollenverhalten erscheint nicht mehr unabänderlich.

Das ist sozusagen ein literarischer Knüller (den übrigens nicht jeder Rezensent kapiert hat): Eine passionierte Biologin verarbeitet eine Serie von existentiellen Erschütterungen dadurch, dass sie unbewusst einen Schwenk zu einer anderen biologischen Theorie vollzieht. Eine Abkehr von der wissenschaftlichen Biologie ist es nämlich keineswegs: Nach wie vor ist sie fasziniert von der Klarheit biologischer Weltsicht – als sie nach dem Klingeln auf den Korridor hinausgeht, sind die Zeichnungen der Quallen auf den Postern, die dort hängen – neben dem Geschmier von Monets Seerosen, das die Schwanneke aufgehängt hat –, „überirdisch schön wie eh und je“.

Wer jetzt annimmt, dass Lohmark schlagartig vom Saulus zum Paulus (oder von der Saula zur Paula) geworden ist, hat allerdings zu viel erwartet – das wäre auch allzu simpel. Die wild kreisenden Gedanken in ihrem Kopf sind ohne Folgerichtigkeit, es kommen ihr auch Sätze in den Sinn, die zu den optimistischen Ermunterungen der lamarckischen Suada im Gegensatz stehen. Kann man ein Ziel ansteuern, gibt es Fortschritt, hat das Leben einen Sinn, oder ist alles Zufall, ohne Möglichkeit der Steuerung? Kann ein Rückschritt sich als Vorteil entpuppen und vorwärts führen – „zurück in die Zukunft“? Immerhin zeigt das Verhalten der Lehrerin in der folgenden Sportstunde neue Tendenzen: Ihr Ton ist freundlicher („Sehr schön“ sagt sie am Ende), und sie beobachtet die Mädchen beim Völkerballspiel mit Wohlwollen, ist geradezu begeistert von einer animalisch wild kämpfenden Schülerin und zeigt eine Andeutung von Empathie für die traurigen Abgeschossenen. Die Gemeinsamkeit der Anstrengung bei den Mädchen, die geteilte Freude und das geteilte Leid haben für Lohmark etwas Verlockendes.

Und daran knüpft eine weitere Erinnerung an, plötzlich taucht eine Episode ihres Lebens auf, die sie offenbar gründlich verdrängt hatte. Claudia, assoziiert sie, erlebte solche Gemeinsamkeit nie. Sie hatte nie Freunde, ja, sie wurde gemobbt, getriezt,

beklaut, ähnlich wie jetzt Ellen, wehrte sich nie, kam oft verweint nach Hause. Und dann gab es den Vorfall „an jenem Freitag“, in der Zeit, als Inge Lohmark ihre Tochter als Schülerin hatte. Sie erlebt „jenen“ ominösen Tag jetzt neu, in großer Erregung, wie die abgehackten Satzfetzen zeigen.

Text 7: S.218f.

Der Unterricht begann. Claudias Platz war leer. In der dritten Reihe. Weit weg vom Lehrertisch, weit weg von ihr. Irgendwann kam sie. Die Tür nur einen Spalt weit offen und Claudia huschte herein. Sie sah mitgenommen aus. Es musste etwas vorgefallen sein. Die Haare vorm verheulten Gesicht. Sie ignorierte die Blicke und schleppte sich an ihren Platz. Und dann war irgendwas. Sie selbst stand mit dem Rücken zur Klasse, schrieb etwas an die Tafel, als Claudia plötzlich aufschrie. Markerschütternd. Unglaublich laut. Sie drehte sich um. Claudias Tisch war verrückt. Ihr Biobuch lag auf dem Boden. Claudia stand auf. Lief nach vorn. Direkt auf sie zu. Sie hatte die Schultern hochgezogen, den Kopf geduckt. Sie wimmerte: Mama. Ihre ausgebreiteten Arme. Und sie? Was willst du von mir? Das waren ihre Worte. Ein Stoß. Von sich weg. Was wollte sie von ihr? Claudia fiel. Blieb liegen. Weinte noch immer. [...] Niemand tröstete sie. Auch sie nicht. Es ging nicht. Vor der ganzen Klasse. Nicht möglich. Sie waren in der Schule. Es war Unterricht. Sie war Frau Lohmark.

„Sie war Frau Lohmark“. Diese Rolle, dieses Image hat sie sich nach der anfänglichen Schreckenszeit gegenüber den Schülern, den natürlichen Feinden des Lehrers, hart erarbeitet. „Lohmark war bald jedem ein Begriff“ hat sie oben bei der Reflexion über diese Anfangszeit stolz formuliert. Jetzt sieht man: Diese Rolle ist zum Korsett, zur Fessel geworden, die sie gehindert hat, dem eigenen Kind beizustehen – der Tochter, für die sie von vornherein keine mütterlichen Gefühle entwickelt hatte. Jetzt hat die Vergangenheit Inge Lohmark eingeholt – die Distanz zu den Schülern, hochmütig, darwinistisch begründet, aber eigentlich der Selbsterhaltung geschuldet, die wird sie jetzt ihre berufliche Position kosten und sie in eine leere Zukunft hinausstoßen. Man kann auch einen engeren Bezug formulieren: Die Maßregelung wegen der Gleichgültigkeit gegenüber dem Mobbing-Opfer Ellen lässt sich als späte Vergeltung für die Gleichgültigkeit gegenüber dem Mobbing-Opfer Claudia sehen. Die Abwendung der Tochter von ihr, die Inge Lohmark so schmerzt, hat ihre Erklärung gefunden. Hilfe von der Tochter für die kommende schwere Zeit ist nicht zu erhoffen.

Noch eine andere Erinnerung taucht in dieser Krisensituation auf. Als Kindergartenkind noch wurde Inge in einer Zinkwanne liegend auf dem Küchentisch gebadet. Und da stellte sie sich zum ersten Mal die Frage: „Was gibt es anderes als das Hier?“ „Zum ersten Mal“ – also ist ihr diese Frage geblieben, auch wenn sie bisher nie in dem Ge-

dankenstrom, den wir sozusagen mitgehört haben, aufgetaucht ist. „Diese Frage immer. Der Blick zur Decke, ins Licht. Die Lampe, eine gleißende Kugel aus Milchglas am Ende einer langen Stange“. Naiv dachte das Kind: „Das lerne ich bestimmt in der Schule.“

Am Ende finden wir Inge Lohmark bei sich zu Hause, an der Straußenweide. Der Ehemann Wolfgang ist nicht zu sehen. Er wird auch in Zukunft keine Hilfe sein, es ist aber auch keine Alternative in Sicht. Sie denkt über die Strauße nach, wie es die Art der Biologin ist – z. B. kommen deren schlechte Einschätzung des eigenen Körperausmaßes und der Verkriechinstinkt zur Sprache, man denkt an die sprichwörtliche Vogel-Strauß-Taktik. Das Wort Demut fällt. Aber es ist nicht nur Denken, vor allem anderen beobachtet sie, lange und genau. Auffliegende Krähen lenken ihren Blick zum Himmel. „Ein Licht, wie in einem Film, aufgeblendet, alles wie angestrahlt. Die Wolken, fest umrissen. Unerträglich, aber schön.“ Soll uns das an die Küchenlampe beim Baden (und an die metaphysische Frage) erinnern? Man weiß es nicht, man weiß auch nicht, wie es weitergeht. Lohmark denkt nicht darüber nach. Der letzte Satz lautet: „Inge Lohmark stand am Zaun und schaute.“

Dr. Gerhard Vogt, Literaturklub Sindelfingen, 18. April 2016